

Mit einem «Gschichtli» die Woche ausklingen lassen

Bildung Kein Kind kann sich heute noch vorstellen, an einem Samstag in die Schule zu gehen. Bis vor 25 Jahren war dies jedoch ganz normal. Die Umstellung zur Fünftageweche erfolgte vielerorts erst Mitte der 90er-Jahre – und war zum Teil heftig umstritten.

Jana Táló

«Bald Fünftagewochen an den Stadtberner Schulen» – so lautete der Titel eines Artikels auf der Kantonsseite im Bieler Tagblatt vom 14. April 1993. «Fünftagewochen?», mag sich so mancher mit Geburtsjahr 1990 oder darüber fragen. Ist das nicht schon seit Jahrzehnten Usus in unserem Land?

Das BT blickt zurück
Folge 19

ZEIT-REISE
In der historischen Serie greift das BT regelmässig Geschichten aus vergangenen Zeiten auf.

Nein, lautet die Antwort. Tatsächlich wurde der sogenannte schulfreie Samstag in vielen Gemeinden des Kantons Bern erst Mitte der 90er-Jahre eingeführt. Für die Stadtberner Schulen war die Umstellung für das Schuljahr 1996/97 vorgesehen, wie in dem Artikel von 1993 steht. Selbst nach der Jahrtausendwende, im Jahr 2001, stritt man sich im Grossen Rat noch darüber, weil die Fünftageweche noch nicht flächendeckend eingeführt worden war.

Die gesetzliche Grundlage für den Unterricht von Montag bis Freitag sowie für Blockzeiten wurde denn auch erst im August 2008, bei der Revision des Volksschulgesetzes, geschaffen. «Damals war die Fünftageweche aber schon in vielen Gemeinden gängige Praxis», sagt Mathias Marti, Kommunikationsverantwortlicher der Erziehungsdirektion.

Die Romands waren zuerst

Vor der gesetzlichen Regelung lag es in der Kompetenz der Gemeinden, zu entscheiden, ob der Samstag schulfrei sein soll. Welche Gemeinde wann genau die Fünftageweche eingeführt hat, ist laut der Erziehungsdirektion des Kantons Bern in keiner Übersicht festgehalten. Biel dürfte allerdings eine der ersten deutschsprachigen Gemeinden gewesen sein, die diese Praxis angewandt hat, da sich die Stadt in dieser Hinsicht an der Romandie orientierte.

In den welschen Kantonen hat sich der Trend der Fünftageweche bereits ab den 60er-Jahren, also

fast gleichzeitig wie in der Arbeitswelt, durchgesetzt. Während die bernjurassischen Gemeinden es der Romandie umgehend gleich taten, beschränkte sich die neue Regelung in Biel vorerst auf die französischsprachigen Schulen: «Wir waren als Deutschschweizer immer neidisch auf die Romands im gleichen Schulhaus, weil sie bereits damals am Samstag schulfrei hatten», erinnert sich Stadtpräsident Erich Fehr (SP). Erst 1987 – vor vielen anderen Berner Gemeinden, aber nach der Schulzeit des Stadtpräsidenten – entschied man sich dazu, die Fünftageweche auch auf die deutschsprachigen Schulen auszuweiten.

Angst vor «Verwahrlosung»

Dass die Umstellung von sechs auf fünf Schultage in den einzelnen Gemeinden und Kantonen zu solch unterschiedlichen Zeiten erfolgte, hat damit zu tun, dass das Thema vor allem bei der Lehrerschaft, aber auch bei Schülern und Eltern höchst umstritten war. «Man konnte sich zum Beispiel nicht vorstellen, wie man die Unterrichtsstunden des Samstags auf die restlichen Tage verteilen sollte», sagt Andreas Hegg (FDP), Gemeindepräsident von Lyss und selbst ehemaliger Lehrer am Lysser Stegmatt-Schulhaus. Zudem habe man sich Sorgen um die Kinder gemacht, die aus einem schlechter gestellten Umfeld kamen. «Man glaubte, dass sie durch die zusätzliche Zeit zu Hause noch verwahrloster zur Schule kommen als zuvor», sagt Hegg.

Erich Fehr erinnert sich in diesem Zusammenhang an ein Ereignis in der ersten Klasse, als eine Umfrage über das Bedürfnis nach einem schulfreien Samstag durchgeführt wurde: «Unsere Lehrerin verteilte die Umfrageblätter und gab uns zugleich folgende Botschaft mit auf den Weg: «Ein schulfreier Samstagmorgen macht keinen Sinn, da er einzig dazu führen würde, dass eure Eltern am Samstag lang ausschlafen, anstatt aufzustehen und sich um euch zu kümmern.»

Mehr Zeit für Hobbys

Das Argument des Ausschlafens wurde nicht nur von der Lehrerschaft, sondern auch von den Eltern verwendet, wie sich Res Marti, Leiter der Schulen in Brügg, erinnert: «Sie fürchteten,



Rechenspiele, ein «Gschichtli» und lockerer Unterricht: Trotz weniger Freitage erinnern sich viele Leute gerne an den Samstagunterricht zurück. Mémreg

dass die Kinder am Samstagvormittag ausschlafen und die Zeit daher kaum produktiv nutzen würden. Darum sei es besser, wenn sie in die Schule gehen.» Zudem hätten es viele Eltern begrüsst, dass die Kinder am Samstagmorgen in der Schule versorgt

«Wir waren neidisch auf die Romands, die schulfrei hatten.»

Erich Fehr (SP), Bieler Stadtpräsident

waren. «Der Samstagvormittag galt als gute Zeit für Einkäufe und Verrichtungen, welche die Eltern gerne zu zweit machten.»

Fritz Affolter (SVP), Gemeindepräsident von Aarberg und während 40 Jahren Lehrer in Lyss, sagt, dass eine Sechstageweche damals für alle Beteiligten Vor-

teile brachte: «Dadurch, dass in der Arbeitswelt bereits die Fünftageweche eingeführt war, hatten alle anderen frei – da wollte niemand etwas von einem, der Abwart hat durch Verrichtungen keinen Lärm erzeugt und die Eltern hatten die Gelegenheit, endlich einmal einen Schulbesuch zu machen, was ich persönlich sehr begrüsst habe.» Nach der Umstellung von sechs auf fünf Tage habe er zudem festgestellt, dass die Schüler an den langen Nachmittagen weniger konzentriert und auch müder gewesen seien. «Die Lektionendichte versuchte man zwar mit musischen und handwerklichen Fächern aufzulkern», sagt Affolter. Vom pädagogischen Standpunkt her hätte es den Schülern aber besser getan, wenn man es bei sechs Tagen belassen hätte.

Obwohl Affolter aus pädagogischer Sicht gegen eine Umstellung war, konnte er der Fünftageweche auch positive Punkte abgewinnen. «Für Kinder, die am Samstag einem Hobby nachgin-

gen, war die Umstellung schon ein Vorteil», gibt er zu.

«Das Highlight der Woche»

Während Eltern, Lehrer und Politiker über die Vor- und Nachteile der Fünftageweche diskutierten, schien es den Schülern selbst egal

«Für Kinder mit Hobbys war die Umstellung ein Vorteil.»

Fritz Affolter (SVP), Aarberger Gemeindepräsident

zu sein, ob sie am Samstag die Schulbank drücken müssen. So haben zumindest diverse Schulleiter und Gemeindepräsidenten im Seeland viele positive Erinnerungen an den Samstagunterricht:

«Am Samstag war es Tradition, die Woche mit einer Geschichte ausklingen zu lassen. Darauf habe

ich mich immer gefreut», erinnert sich Tanja von Dach (SVP), Gemeinderätin in Worben. Auch Beat Rentsch, Leiter der Schule in Täuffelen, erinnert sich daran: «Die grösseren Kinder durften bis 12 Uhr in der Wohnung der Lehrerin die Samstagsgeschichte anhören. Das war jeweils das Highlight der Woche. Alle waren stolz, wenn sie in die dritte Klasse kamen und es sich auf dem Sofa der Lehrerin gemütlich machen durften.»

Andere Gemeindepräsidenten wie Stefan Krattiger (SP) aus Aegerten oder Beat Mühlethaler (SVP) aus Port berichten von lockerem Unterricht und lustigen Rechenspielen. Trotzdem würde sich keiner von ihnen die Sechstageweche zurückwünschen. «Freizeit ist heute viel wichtiger geworden», sagt Mühlethaler. Unterricht am Samstag würde deshalb kaum mehr Sinn machen – geschweige denn, gewünscht werden.

Alle Teile der Serie sowie weitere Erinnerungen von Politikern unter www.bielertagblatt.ch/zeitreise

Reklame

TREUHAND GERBER

Immobilien und Finanzen in guten Händen

Dienstleistungsangebot im Bereich Immobilien

- ▷ Liegenschaftsvermittlung
- ▷ Immobilienbewirtschaftung
- ▷ Immobilienbewertung

Dienstleistungsangebot im Bereich Treuhand

- ▷ Betriebswirtschaftliche Beratungen
- ▷ Buchführung und Personalwesen
- ▷ Steuern
- ▷ Nachfolgeregelung

Wir geben Ihnen gerne nähere Auskünfte.

Treuhand Gerber + Co AG
Filiäle: Hans-Hugi-Strasse 5, 2502 Biel/Bienne, T+41 32 321 36 66
info@treuhand-gerber.ch, www.treuhand-gerber.ch

Ausgewandert

Der goldene Saft Kanadas

Janine Tollot
Buchautorin
und Lastwagen-
fahrerin
in Kanada



Die Schweiz ist berühmt für die Alpen und für Käse. Kanada ist bekannt für die Rocky Mountains und Ahornsirup. Bevor ich hierherzog, habe ich mich nie für diesen Saft interessiert, geschweige denn ihn konsumiert. Doch immer wieder fielen mir

diese dünnen Plastikschläuche auf, die mitten in den Wäldern von Baum zu Baum führen, einer Pipeline gleich. Oder verzinkte Eimer, welche die Leute an einen Zapfhahn gehängt haben, den sie durch die Rinde des Baums schlugen.

Ach, so macht man Ahornsirup, dämmerte es mir irgendwann. Jeden Frühling gibt es die Maple Syrup Festivals, wo demonstriert wird, wie man ihn gewinnt und verarbeitet. An vielen Ständen wird er zum Verkauf angeboten. Es werden ein Frühstück mit Pfannkuchen, Waffeln und Eiscreme mit Ahornsirup serviert. Beliebt ist auch mit Ahornsirup mariniertes Fleisch, Gebäck und Butter mit Sirup.

Ich verwende ihn gerne als Zuckerersatz oder anstelle von Honig. Ahornsirup kann nur von Ende Februar bis April gewonnen werden, wenn die Temperaturen tagsüber allmählich steigen, in der Nacht aber noch immer der Frost kommt. Wäh-

rend des Tages bildet sich dank der Wärme ein Druck im Innern des Baumes auf, der den natürlichen Fluss des Harzes anregt. Wenn der innere Druck grösser ist, als der äussere, dringt dieser durch den eingedrillten Zapfen aus dem Stamm heraus.

Dem Baum wird durch richtiges Anzapfen keinen Schaden zugefügt. Den gesammelten Pflanzensaft kocht man einen ganzen Tag lang, um ihn einzudicken. Das Wasser verdampft, der Sirup karamellisiert und es bleibt ein Zuckergehalt von etwa 60 Prozent. Es braucht bis zu 50 Liter Saft, um einen Liter Ahornsirup zu gewinnen. Die Erfindung und Herstellung verdanken wir den Indianern. Sie hackten ihre Kriegsbeile in die Rinde und fingen den herausströmenden Saft auf.

Kanada ist der grösste Ahornsiruphersteller der Welt, mit 71 Prozent Marktanteil. 2016 wurden 45 Millionen Kilogramm Ahornsirup-Produkte

exportiert, in einem Wert von 381 Millionen Dollar. Es gibt insgesamt 11 468 Ahornsirupfarmen. Es gibt vier verschiedene Kategorien, gemäss Farbe, Geschmack und Dickflüssigkeit: goldene Farbe und delikater Geschmack, Bernsteinfarben und reichhaltiger Geschmack, Dunkel und robuster Geschmack, sehr dunkel und starker Geschmack.

In der Regel gilt: je heller der Sirup, desto besser die Qualität. Denn kommt der Ertrag des Baumes allmählich zum Ende, so wird der Saft dunkler und die Qualität nimmt ab. Auch wir haben einen Ahornbaum im Garten, den wir angebohrt haben und ihn nun seine langsame Arbeit tun lassen. Unser erster Versuch.

Hoffentlich klappt und schmeckts dann auch!

Alle bisherigen Auswanderer-Kolumnen finden Sie unter www.bielertagblatt.ch/auswanderer